

DENK-FABRIK

Von Eliten und Tigern

Die durch die Liechtensteiner Steueraffäre ausgelöste Eliten-Diskussion gleicht dem berühmten Ritt auf dem Tiger: Nur wer sich dauerhaft auf dessen Rücken halten kann, kommt nicht zu Schaden. Aber halten kann man sich nur so lange, wie es in großen Sprüngen vorangeht. Und am Schluss wird der Reiter ohnehin gefressen. Wäre das vorher klar, würde mancher Tigerritt unterbleiben.

Bei der jüngsten Debatte über Steuerhinterziehung besteht dieser Ritt in der Annahme einer Vorbildfunktion der Elite: Wenn schon die Elite sich nicht an Recht und Gesetz halte - wie könne man das von den kleinen Leuten erwarten? Das war ein zuletzt häufig zu hörender Vorwurf. Eine Straftat ist eine Straftat und muss geahndet werden. Aber die Wirtschaftselite mit Vorbildfunktionen zu überziehen widerspricht den Grundprinzipien einer modernen Gesellschaft.

Die Bestellung von Funktionsträgern auf Zeit und ihre Kontrolle durch eigens dafür geschaffene Organe machen die Anwendung des Elitenbegriffs in modernen Gesellschaften problematisch. Fast alle,

HERFRIED MÜNKLER

Professor an der Humboldt-Universität Berlin, schreibt über Politik und Geschichte.



die der Elite zugerechnet werden, gehören ihr nur auf Zeit an. Die Sozialwissenschaft hat deswegen die Vorstellung von einer in sich geschlossenen Elite aufgegeben und spricht von Funktionseliten, die für unterschiedliche Aufgaben zuständig und danach ausgewählt sind. So unterschied der Soziologe Karl Mannheim zwischen organisierenden, also politischen und sozio-ökonomischen, intellektuell-künstlerischen und moralisch-religiösen Eliten. Gesellschaftliche Integration durch Vorleben moralischer Standards und Überzeugungen kann man mit Gründen also nur von Letzteren erwarten. Die anderen Funktionseliten haben ihre besonderen Aufgaben und sind damit von der Zumutung vorbildlicher Lebensführung entlastet - außer sie treten als Prominente auf.

Das schützt sie nicht vor Strafe bei Straftaten. Aber es sollte sie von den Erwartungen vormoderne und vordemokratischer Zeiten freistellen. Damals konnte man Eliten nicht aberufen. Die einzige Chance ihrer Kontrolle bestand darin, sie auf die von ihnen selbst reklamierte Vorbildhaftigkeit festzulegen.

Wir aber sollten uns davor hüten, politische, soziale oder wirtschaftliche Eliten mit aristokratischen Maßstäben zu messen. Eliten, die überzeugt sind, diesen Vorgaben zu genügen, werden sich nämlich dagegen wehren, von denen kontrolliert zu werden, die sich selbst an diesen Kriterien nicht messen lassen. Wer die Egalität der Normerwartung infrage stellt, um Normerfüllung bei den Eliten anzumahnen, begibt sich auf einen Tigerritt.

Das asoziale Sterben

Riten und Jenseitsvorstellungen erleichterten stets den Umgang mit dem Tod. Heute dagegen sei er nur beschämend, klagt ein britischer Soziologe.

HANNES KÜLZ | DÜSSELDORF

Allan Kellehear ist ein Mann klarer Worte: „Das Sterben wird immer tragischer und asozialer“, sagt er. „Die meisten sterben auf beschämende Weise.“

In seinem aktuellen Buch „A social History of Dying“, das leider noch nicht ins Deutsche übersetzt wurde, zeichnet der Soziologe der britischen Universität Bath nicht nur nach, wie die Menschen im Verlauf der Geschichte starben, sondern auch, was die Lebenden und die Sterbenden über den Tod dachten. Sein Fazit für die Gegenwart ist katastrophal und erschütternd. So sei bei weit mehr als der Hälfte der Menschen in Industrieländern das Sterben nicht mehr mit Riten ins Leben eingebettet, sondern werde lediglich medizinisch gemanagt. Kellehear zufolge sterben heute die meisten Menschen einen Tod, den frühere Generationen als beschämend empfunden hätten: unbegleitet, anonym, würdelos. „Unsere Vorfahren wären bestürzt“, glaubt er.

Auch wenn oft von der Rückkehr der Religion, der Suche nach Spiritualität und Werten die Rede sei, so bleibe es „bei uns sehr still um die letzten Dinge“, sagt auch die Archäologin Kathrin Schade, die am Winkelmann-Institut der Berliner Humboldt-Universität lehrt. Mit ihren Studenten zeigt sie derzeit in der Ausstellung „Zur Hölle“ im Pergamon-Museum die Jenseitsvorstellungen der griechischen Antike. Die wurden auf Vasen, Gläsern und Schmuck festgehalten. „Der Tod gehörte eben zum Leben dazu“, sagt Schade.

Auch wenn sich die Vorstellungen wandelten und es verschiedene Versionen des Jenseits gab, so wusste der antike Grieche doch, was auf ihn zukam: Grotten, Felskammern und später Vulkankrater galten als Zugänge zur Unterwelt, zum Hades. Dorthin fuhr die Gestorbene der Fährmann Charon, man begegnete dem Höllenhund Kerberos, der einen zwar rein-, aber nie wieder rausließ. Keine allzu verheißungsvolle Aussicht.

Aber dennoch gab es Hoffnung: Ab dem 6. Jahrhundert v. Chr. war die Insel der Seligen, das Elysion, kein exklusiver Ort für auserwählte Helden mehr, sondern stand auch anderen offen. Neben Waffen, Kleidern und Schmuck gab man den Toten oft Goldplättchen ins Grab, „mit Wegbeschreibungen für das Jenseits“, sagt



Auch der Papst wird nicht verschont: Allegorien wie der „Basler Totentanz“ (um 1440, Kopie 1806) veranschaulichen den noch Lebenden die Macht des Todes.

Schade. Vorstellungen, die den Sterbenden und Trauernden Halt gaben. Im Christentum des frühen Mittelalters bildeten Tote und Lebende eine noch engere Gemeinschaft: nicht nur, weil hohe Kindersterblichkeit, niedrige Lebenserwartung, Missernten, Kriege und Seuchen den Tod zur alltäglichen Erfahrung machten. Der Friedhof lag direkt neben der Kirche - möglichst nahe am Altar und den Reliquien. Und auf dem Kirchhof hielt man Markt, traf sich und tanzte neben den Begrabenen, deren Seelen in Himmel oder Hölle waren.

Schon zu Lebzeiten übte man sich in der „ars moriendi“, der Kunst des Sterbens, und bereitete sich auf den „guten Tod“ vor. Christliche Ratgeberliteratur leitete den gottgefälligen Lebenswandel an, vermittelte Wissenswerte über die letzte Stunde, in der der Sterbende auf dem Totenbett sein Testament diktiert, die Sünden bereut und vom Priester die Absolution erhält.

Doch ebendies war auch der kritische Punkt in der christlich-mittelalterlichen Jenseitsvorstellung: Kam man als Bagatel-Sünder in dieselbe Hölle wie Mörder, Betrüger und Ehebrecher? Die Kirche schuf sich mit einer plausiblen Antwort - und präsentierte als Lösung 1274 auf dem Konzil von Lyon das Fegefeuer („Purgatorium“). Damit schuf sie einen dritten Ort, eine Art Durchgangstation, an deren Ende die Entscheidung zwischen Himmel und Hölle stand. Für Katholiken war der Tod also keine scharfe Grenze zwischen Leben und Jenseits mehr - für viele eine beruhigende Vorstellung.

Die Erfindung erwies sich als clevere Geschäftsidee. Denn während die Verstorbene im Fegefeuer waren, konnten die Lebenden noch etwas für sie tun: Kerzen anzünden,

Messen lesen lassen, Ablässe kaufen (siehe Kasten). „Das hat die katholische Kirche genutzt, um Kasse zu machen“, sagt der Sozial- und Kulturhistoriker Norbert Fischer, der an der Universität Hamburg lehrt.

Den Reformatoren war diese Geldmacherei ein Dorn im Auge. Ihre Gnaden- und Rechtfertigungslehre wollte vom Fegefeuer nichts wissen: Sie stoppte in den reformierten Gebieten den Ablasshandel. Die tröstliche Vorstellung, dass mit dem Tod noch nicht alles entschieden ist, blieb den Protestanten verwehrt. „Da waren die Katholiken bevorzugt“, sagt Fischer salopp. Um das zu kompensieren, boten die protestantischen Jenseitsvorstellungen ein sanftes Hinübergehen in den Tod an, getragen auf Engelshänden und begleitet von schönen Frauen und Schmet-

terlingen, wie sie oft auf Grabsteinen abgebildet wurden. Das Jenseits selbst orientierte sich an natürlichen, unberührten Landschaften. Die Bilder Caspar David Friedrichs werden als solche Jenseitsvorstellungen gedeutet. „Das war der tröstliche Ausgleich“, sagt Fischer.

Mit der Aufklärung, der Säkularisierung und schließlich der Industrialisierung wurde der Tod zunehmend zum anonymen und damit unmenschlichen Verwaltungsakt. Ein wesentliches Problem sieht Kellehear auch im medizinischen Fortschritt. Während in früheren Zeiten nur wenige Menschen alt wurden und, wer es über die 40 oder 50 schaffte, entsprechend geachtet und umsorgt wurde, sei das Altsein heute nichts Besonderes mehr. Und der Respekt vor dem Alter habe entsprechend gelitten.

Abläss - Der Ausweg aus dem Fegefeuer

Zeitliche Strafen

Nach katholischer Auffassung kann die kirchliche Autorität zeitliche Sündenstrafen teilweise oder ganz erlassen, wenn der reuige Sünder gute Werke tut (Gebete, Almosen, Pilgerfahrt). Nicht zu verwechseln ist der Ablass mit Vergebung. Eine Sünde kann vergeben sein, und dennoch bestehen die zeitlichen Sündenstrafen in den unmittelbaren Folgen der sündigen Tat fort. Der Büsser ist aufgerufen, diese auf seiner Le-

benszeit liegende Last stetig zu verringern. Auch den Verstorbene kann nach Fürbitten noch ein Ablass erteilt werden, um seine Leiden im Fegefeuer zu verkürzen.

Abläss für Geld

Im 15. und frühen 16. Jahrhundert entwickelte sich aus dieser Vorstellung der Verkauf von Ablassbriefen, vor allem unter Papst Leo X. (1475 - 1521, Papst ab 1513). Der berühmteste Ablassprediger war der Mönch Jo-

hann Tetzel. 1514 und 1516 bot er einen Ablass an, angeblich für die Türkenkriege, in Wahrheit jedoch für den Bau des Petersdoms. Dieser Missbrauch des Ablasses wurde zu einem Auslöser der Reformation. Martin Luther war jedoch - entgegen landläufiger Meinung - kein grundsätzlicher Gegner des Ablasses. Er kritisierte lediglich den geschäftsmäßigen Handel damit. Die katholische Kirche stellte diesen bald darauf ein.

Das Leiden an der Fremde

Historiker versuchen sich an einer Ideengeschichte des Exils

FERDINAND KNAUSS | DÜSSELDORF

Transkulturelle Beziehungen und Wanderungsbewegungen sind beliebte Themen zeitgenössischer Geisteswissenschaft. „Exil“ jedoch scheint zum positiven Image der Grenzüberschreitungen nicht recht zu passen, denn der Exilant überschreitet die Grenze unfreiwillig und hofft auf Rückkehr. Die „Zeitschrift für Ideengeschichte“ widmet dem Begriff ihr aktuelles Heft.

In ihrer Einleitung betonen die Historiker Michael Mathiesen, Tim B. Müller und Martial Staub den temporären Charakter des Exils, seine „Sonderstellung in der Geschichte der Migration“. Das Exil, eine der prägenden Erfahrungen der abendländischen Ideengeschichte, „hat immer wieder zu besonders intensiven Reflexionen ... geführt“.

Theo Stammes, emeritierter Politikwissenschaftler an der Universität Augsburg, stellt in seinem Aufsatz eine Theorie des Exils vor, die auf den Ökonomen (und Exilanten) Albert Otto Hirschman zurückgeht. Dem-

nach reagieren im wirtschaftlichen Kontext „Kunden“ auf Leistungsabfall (eines Unternehmens oder auch des Staates) am ehesten mit Abwanderung und kaum mit Widerspruch. Im politischen Kontext ist eher mit Widerspruch zu rechnen. Der Grund für diesen Gegensatz sei, „dass Abwanderung in sozialen und politischen Kontexten meist ein bedeutend höheres Risiko darstellt“. Zur sozialen, politischen Institution (etwa zum Staat, zur Nation) nämlich besteht eine Loyalitätsbindung. Abwanderung ist für den politisch Unzufriedenen nur die Ultima Ratio, für den ökonomisch Unzufriedenen ist sie das Naheliegende.

Eine solche rein ökonomisch-rationale Theorie kann natürlich nicht allein befriedigen. Stammen weist auf die ethisch-politischen Kriterien der Entscheidung zum Exil hin, die für Gegner des Nationalsozialismus und Kommunismus entscheidend waren. In den totalitären Regimen des 20. Jahrhunderts mit kategorischem Wahrheitsanspruch war Widerspruch ausgeschlossen. Das Exil war

nicht nur ethisch geboten, sondern auch lebenserhaltend.

Von den Millionen Emigranten der Gegenwart ist in diesen Aufsätzen nicht die Rede, obwohl gerade Hirschmans Unterscheidung von ökonomischen und politischen Defiziten eine Grundlage wäre, heutige Massenwanderungen begrifflich vom Exil Thomas Manns oder Alexander Solschenizyns zu trennen. Doch für Ideengeschichte sind nichtwestliche Auswanderer mit ökonomischem Antrieb wenig interessant.

Sie passen nicht zur abendländischen Erfahrung des Exils, des Leidens am Fern-der-Heimat-Sein. Diese Erfahrung stand Pate, als die Gründer der Bundesrepublik den Paragraphen 16 („Politisch Verfolgte genießen Asyl“) ins Grundgesetz schrieben. Diese Idee bestimmte lange Jahre missverständlich die Sicht auf diejenigen, die kamen. Nur allmählich verschwindet die Vorstellung vom Exilanten und Asylsuchenden aus den Debatten über die Wanderungsbewegungen der Gegenwart, in denen sie nichts verloren hat.

Das ZEIT-Titelthema:

Was Frauen wirklich verdienen

Morgen am Kiosk!

Besser ausgebildet, schlechter bezahlt, weniger gefördert: In Deutschland erhalten die Frauen im Schnitt 25 Prozent weniger Geld als die Männer. Warum ist das so?

Erziehung ist Glückssache Kein Ton zurück!

www.zeit.de

Genießen Sie DIE ZEIT